

# In der DDR war der Frauentag wenigstens ernst gemeint

### Der 8. März ist zu einem Tag geworden, an dem Firmen bei Frauen für Konsum und Karriereberatung werben



Katja Rost

Ich erinnere mich noch gut an die Frauentage in der DDR. Wochenlang bastelten wir Geschenke und übten Lieder für unsere Mütter, Lehrerinnen und die Frauen der Patenbrigade. Berufstätige Frauen hatten an diesem Tag ab Mittag frei. Am Nachmittag veranstalteten die Betriebe ein Fest für ihre Frauen. Organisiert von den Männern. Mit dem Mauerfall verschwanden Frauentag, Sozialismus und Kinderkrippen. Der sozialistische Feiertag erfährt nun aber ein Revival. Am 8. März bekam ich zahlreiche Glückwunschkarten von Frauenvereinigungen und Beratungen, die mich klassenkämpferisch an die stagnierenden Frauenquoten im Management erinnerten. Ausserdem wird der Tag zu einer Art Valentinstag fürs Frauen. Frau kann sich selbst beschenken: mit Rabatten auf Weiterbildungen, Botox-Behandlungen oder Champagner. Diese Entwicklung steht in eklatantem Widerspruch zu meinem Verständnis des Frauentags von früher. Der Frauentag in der DDR war weder ein Klassenkampf des

obersten Prozents der Frauen noch ein Konsumanlass. Nein, er war ein Ehrentag für alle Frauen und ihre Leistungen. Die Emanzipation der Frau war in der DDR weiter fortgeschritten, als dies heute der Fall ist. Hausfrauen gab es nicht. Stattdessen waren die Frauen in Vollzeit berufstätig. Dies war einerseits die Folge unzähliger Landesfluchten und veralteter Technologien, die zu einem Mangel an Arbeitskräften führten. Andererseits unterstützte man aber auch die Karrieren von Frauen. So gab es etwa eine pädagogisch hervorragende, kostenlose Kinderbetreuung ab dem Kleinstkinderalter. Auch der Fakt, dass Frauen trotz Berufstätigkeit weiterhin den Grossteil der Hausarbeit erledigten, wurde vom Staat aufgegriffen. Jeder Frau stand monatlich ein bezahlter Haushaltstag zur Verfügung. Zudem beförderte man begabte Frauen gezielt mit Weiterbildungsprogrammen in das Management. Meine Mutter, eine Kindergärtnerin, war eine dieser Frauen. Als Alleinerziehende stieg sie innert vier Jahren zur Direktorin einer Fachhochschule für Kindergärtnerinnen auf. Durch eine Promotion in der Sowjetunion wollte man sie sogar noch weiter nach oben befördern. Ihr 4-jähriges Kind sollte sie für diese Zeit in einem Kinderheim der DDR hinterlassen. Meine Mutter entschied sich gegen den beruflichen Aufstieg. Wie viele andere Frauen. Fazit: Auch in der DDR blieben die Spitzenpositionen männlich dominiert. Allerdings entwickelten Frauen und



Wie Frauenförderung als Mäntelchen missbraucht wird, zeigt aktuell die deutsche CSU.

Männer ein anderes Verständnis füreinander. Im gesellschaftlichen Ansehen waren die Frauen den Männern mindestens gleichgestellt. Männer würdigten die Doppelbelastung und damit die ausserordentlichen Leistungen der Frauen. Diese Haltung kam im Frauentag zum Ausdruck. Das Revival des sozialistischen Frauentages erscheint vor diesem Hintergrund befremdlich. Gewürdigt werden heute nicht die Leistungen der Frau. Stattdessen wird der Tag für das Marketing missbraucht. Mit Gleichstellungsthemen versuchen sich die Protagonisten der Öffentlichkeit als besonders fortschrittlich zu präsentieren. Hinter den Kulissen ist man von der Idee einer egalitären Gesellschaft jedoch weit entfernt. Wie Frauenförderung als Mäntelchen missbraucht wird, zeigt aktuell die deutsche CSU. Sie vergab ihre drei Ministerposten in der grossen Koalition ausschliesslich an Männer. Die einzige weibliche Anwärterin speiste man mit einem zusätzlich geschaffenen Amt als Staatsministerin für Digitalisierung ab. Sie hat in diesem Amt weder Mitarbeiter noch Ressourcen. Ein Mann hätte das Angebot nicht angenommen. Trotzdem wird Dorothee Bär öffentlichkeitswirksam als erfolgreiche CSU-Karrierefrau präsentiert. In Wahrheit kocht Frau Bär weiterhin Kaffee. Da gibt es nichts zu feiern.

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.



## Showdown Francesco Benini

Wir alle kennen den Schmetterlingseffekt. Er besagt, dass eine kleine Änderung in einem System an einem anderen Ort grosse Auswirkungen haben kann. Der Flügelschlag eines Schmetterlings in Brasilien kann einen Tornado in Texas auslösen. Ein in Peking umgefallenes Fahrrad kann in einer weit entfernten Raiffeisenbank zu einer Krise führen. Bundesrat Schneider-Ammann hält eine Rede, und rundherum sind plötzlich alle schläfrig. Der Schmetterlingseffekt ist tickisch. Das erfuhr ich am eigenen Leib. Ich verpasste eine S-Bahn und dann auch den Zug nach Bern. Ich war perplex, hatte ich meine Wohnung doch pünktlich verlassen. Überpünktlich sogar. Zumindest nach der Digitaluhr am Ofen, auf die ich mich seit Jahren verlasse. Was war da los? War die Ofenuhr defekt? Tage später verbreiteten die Medien die Nachricht, dass in Europa Radiowecker, Backofen- und Mikrowellenuhren um bis zu sechs Minuten nachgingen. Und zwar wegen einer Unterversorgung im kosovarischen Stromnetz. Das ist kein Scherz! In Kosovo war die Stromversorgung instabil, darum ging meine normalerweise hochpräzise Ofenuhr zu langsam. Ich verpasste den Goldklistereyexpress an den Zürcher Hauptbahnhof, wo mir dann der Intercity nach Bern vor der Nase abfuhr, sodass das Treffen mit dem Bundesrat ins Wasser fiel. Das war insofern schlecht, als Beratungen über eine Rettung des Rahmenabkommens mit der EU traktandiert waren. Jetzt wird sich der Konflikt zwischen der Europäischen Union und der Schweiz weiter verschärfen. Gegenseitige Wirtschaftssanktionen führen zu einem Konjunkturrückgang und einem starken Anstieg der Arbeitslosigkeit. Und das alles wegen einer Strompanne auf dem Balkan. Man stelle sich vor, was geschieht, wenn im Sommer in Kosovo Schmetterlinge herumfliegen.

## Medienkritik

### Wenn Journalisten Richter spielen



Peer Teuwsen

Diese Woche stieg bei den Boulevardmedien eine mörderisch geile Party. Und weil der Charakter des Boulevardredens unterdessen die meisten Medien erfasst hat, herrschte Grossandrang. Nicht nur im Gerichtssaal in Schafisheim, wo auf einen Zuschauer fast drei Medienschaffende kamen. Nein, auch sonst überquellten die digitalen wie analogen Kanäle mit journalistischen Erzeugnissen zum Prozess, der dem vierfachen Mörder von Ruppertswil gemacht wurde. Es war voraussehbar, dass sich der gerechte Volkssorn an diesem Einzeltäter sein Mütchen kühlen würde. Schliesslich hat dieses friedliche Land so eine brutale Tat nur sehr selten zu bieten - umso unbarmherziger muss «die Bestie» (sic!) aus der Gesellschaft entfernt werden. Zum Glück unterbanden die meisten Medien deshalb von Anfang an ihrem Publikum die Möglichkeit, ihre Berichterstattungsquelle zu kommentieren - ausser Facebook, Twitter, «Blick» und «Watson», die sich diese Quoten-Chance denn doch nicht entgehen lassen wollten. Es wimmelte dort natürlich sofort von Menschen, die für ihren Mit-

Den Tiefpunkt der Berichterstattung setzte, einmal mehr, der «Blick».

menschen die Todesstrafe oder gleich eine standrechtliche Erschliessung forderten. Aber auch andere liessen sich nicht lumpen. Die «Aargauer Zeitung» rollte mit allen verfügbaren Kräften an. Ihr Liveticker zum Prozess zeigte aber die Tücken dieser Erfindung: keine Einordnung und Zusammenhänge, nur Schlagzeilen und Banalitäten. Da konnte man dann etwa auch lesen: «Da es im abgesperrten Prozessbereich des Gebäudes keinen Getränke- oder Snackautomaten gibt - was vorgängig auch so angekündigt worden war -, wird unter Medienschaffenden und Zuschauenden fleissig mit den mitgebrachten Farmerstängeln, Dar-Vida und Kaugummi gedealt.» Den Tiefpunkt der Berichterstattung setzte, einmal mehr, der «Blick». Abgesehen von martialischen Begrifflichkeiten wie «Killer-Anwältin» oder «Wahnsinnstat» und der Sorge um die jetzt herrenlosen Hunde des Täters (Stilmittel, die zum Handwerk dieses Mieters gehören), schwang sich Gerichtsreporter Viktor Dammann in Videobeiträgen zum Richter und Psychiater auf. Was die Verteidigerin erzähle, sei «Blödsinn», und mit Satz «So tickt halt dieser Mann» übertrumpfte er alle Sachverständigen, um schliesslich eine lebenslange Freiheitsstrafe zu fordern. Da war einer, der professionelle Distanz halten sollte, von den eigenen Emotionen übermannt worden. Man kann das verstehen, vor allem mit Blick auf die Hinterbliebenen. Allein, es ist zu unterlassen. Vor allem bei einem Fall, wo die Volkseele ohnehin schon überkocht.

## Grenzerfahrung

### Tod einer Madonna



Barbara Hofmann

Es war eine heitere Marienfigur, die oberhalb der Hauptstrasse bei Gordola über das Verzascatal bis zum Langensee hinunter lächelte. Mit ihrem bezaubernden Wonneproppon von Jesuskind sass sie über 300 Jahre lang in ihrer kleinen Wegkapelle und spendete den Reisenden Trost und Zuspruch. Diese beten sie um Schutz, denn wie leicht konnte man auf den schmalen Pfaden ins Tal vom Pferd in den Tod stürzen. Bis zum heutigen Tag kamen Gläubige zu der Kapelle, schmückten sie mit frischen Blumen und fanden wahrscheinlich Trost im Lächeln der braungekleckten jungen Tessinerin, die der Künstler dort als Madonna verewigt hatte. Doch der schönen Madonna widerfuhr Schreckliches. Eine Tessiner Baufirma, die oberhalb der Kapelle eine Überbauung errichtet, machte das Zeugnis der Volksreligion kurzerhand platt. Dies, obwohl es gemäss den Bauplänen ausdrücklich erhalten werden sollte. Das Entsetzen in der Bevölkerung ist gross. Selbst der Gemeindevater der Lega der Ticinesi, nicht unbedingt als fromm bekannt, rang nach Worten. Es gibt unzählige Zeugnisse des Volksglaubens in Tessin. Für die Schreibende am ein-

drücklichsten ist eine kleine Wegkapelle im Bavanatal. Oberhalb des Weilers Foroglio befindet sich diese neben einem riesigen Felsbrocken, auf dem eingeritzt ist, was der Tessiner Autor Plinio Martini in seinem Roman «Nicht Anfang und nicht Ende» beschreibt: «Da war der arme Knabe, der oben über Frodone 35 Stunden lang im Sterben lag, weil ihm ein Felsbrocken, den man nicht wegwälzen konnte, die Beine bis zur Leiste zerquetscht hatte...» Solche und andere Unglücke habe es im Bavanatal so oft gegeben, schreibt Martini, dass sich die Angehörigen, wenn man einen mit einer Lungenentzündung vom Berg herunter-schaffe, dem trösteten, sie hätten ihn wenigstens in seinem Bett sterben gesehen.» Die Wegkapellen sind genauso wie die Votivtafeln in den Kirchen - die eindrücklichsten befinden sich in der Wallfahrtskirche Madonna del Sasso oberhalb von Locarno - ein wichtiges Zeugnis der Tessiner Geschichte. Sie spiegeln das Leben der Tessiner Bevölkerung in den vergangenen Jahrhunderten. Man muss nicht gläubig sein, um berührt zu werden von diesen Darstellungen und Hochachtung zu empfinden gegenüber dem harten Leben dieser Menschen. Antike und religiöse Mahnmale zu zerstören - das pflegen auch Islamisten zu tun, in den Ländern, in denen sie Krieg führen - zeugt hingegen von Verachtung und Respektlosigkeit dem Empfinden all jener Menschen gegenüber, die sich der Vergangenheit noch bewusst sind.

Barbara Hofmann ist Korrespondentin für deutschsprachige Medien im Tessin.



# NZZ am Sonntag

## Frauenquote

Die Volksmehrheit muss im Bundesrat vertreten sein

Eins vorweg: Quoten sind kein Patentrezept, um schnell ein paar Frauen nach oben zu befördern. Sie räumen weder Karrierehindernisse in der Wirtschaft aus dem Weg, noch füllen sie die Pipeline an weiblichen Talenten im oberen Kader. Firmen brauchen die besten Fachkräfte, sie haben nicht den Auftrag, die Bevölkerung zu repräsentieren. Anders der Bundesrat: Die Verfassung hält ausdrücklich fest, dass in der Exekutive die Landes- und Sprachregionen angemessen vertreten zu sein haben. Der Bundesrat ist kein Gremium von Spitzenkadern, er ist ein Gremium des Ausgleichs: Er sorgt für einen Ausgleich zwischen Parteien, Regionen, Sprachen. Was notorisch fehlt, ist der Ausgleich zwischen den Geschlechtern. Frauen regieren nicht besser als Männer. Sie regieren anders. Genauso, wie Romands oder Tessiner aufgrund anderer Erfahrungen in der Regierung andere Akzente setzen als Deutschschweizer. Die Mehrheit der Schweizer Bevölkerung verdient es, im Bundesrat angemessen vertreten zu sein. Genau so hat es der Ständerat diese Woche überraschend beschlossen. Das Geschlecht bekäme damit im Verfassungsartikel zur Bundesratswahl den Stellenwert, den die Regionen schon haben. Ein Ausgleich, der nötig ist: In den letzten 35 Jahren haben die Parteien 31 Männer ins Rennen geschickt, aber bloss 17 Frauen. (na.)

## Giftanschlag

Putin lässt den Westen plötzlich wieder aufleben

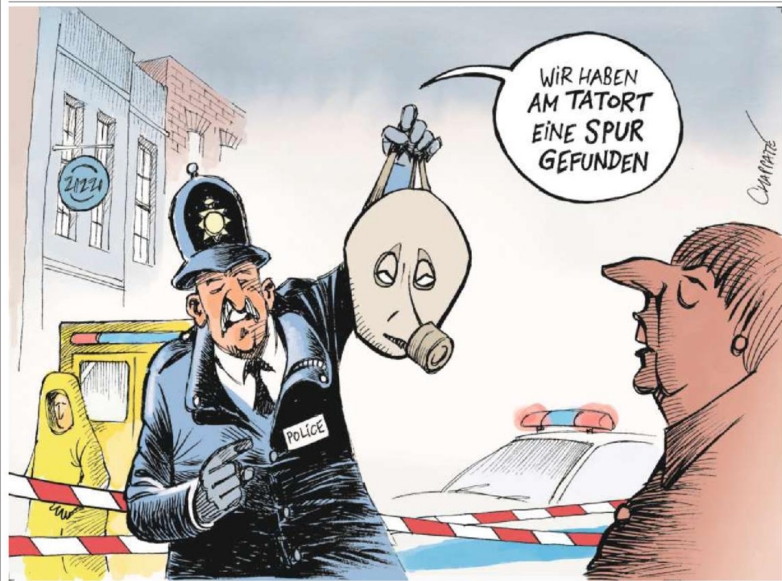
Es sind keine guten Zeiten für Europa und den Westen: Macron und Merkel haben die Präsentation ihrer Reformpläne für die Euro-Zone gerade auf Juni verschoben; für mehr Europa scheinen die EU-Bürger derzeit kaum zu gewinnen zu sein, und seit dem Amtsantritt Donald Trumps haben sich die Bande über den Atlantik spürbar gelockert. Doch gleichsam über Nacht mussten sich nun Europäer und Amerikaner zusammenraufen, um im Streit um den Giftanschlag von Salisbury dem russischen Präsidenten Putin die Stirn zu bieten. In seltener Einigkeit haben Trump, Merkel, Macron und May gemeinsam gegen Putin Stellung bezogen. Gesundet Europa etwa an den Zumutungen der Autoritäten – egal, ob sie nun Putin oder Erdogan heissen? Finden Europa und die USA ausgerechnet in der Aussen- und Sicherheitspolitik zusammen, jener Domäne, wo nationale Souveränität besonders gross geschrieben wird? Noch ist unklar, wie weit die neue Einigkeit trägt und ob der Putin-Versteher Trump an Bord bleibt. Aber es ist gut, dass die Verbündeten ein kräftiges Lebenszeichen von sich gegeben haben. Die gemeinsame Abwehr äusserer Bedrohungen hatte schon immer den grössten Integrationseffekt. (Izb.)

## SBB

Du, das ist anbiedernd

Die SBB bieten ihren Angestellten das Du an. Über alle Hierarchiestufen soll man sich im Konzern künftig duzen, wie die Firma per Twitter mitteilte. Auch wenn niemand dazu verpflichtet wird, ist dieser plumpe Annäherungsversuch von oben an das Personal peinlich. Der Rangierarbeiter fühlt sich CEO Andreas Meyer nicht enger verbunden, weil er mit ihm per Du ist. Ein offenes Ohr für die Anliegen der Mitarbeiter würde Kollegialität und Loyalität viel mehr fördern. Doch hier sind bittere Klagen zu vernehmen. An der SBB-Spitze erhöhe man ihre Alltagsorgen nicht, sagen Bähnler. Kader und untere Stufen entfremdeten sich. Damit ein Unternehmen auf Du und Du zusammensteht, braucht es Wertschätzung. Mit Duzen ist es nicht getan. (asc.)

## Chappatte



## Der externe Standpunkt

# Wichtiger Grund für die Revolte von 1968 war – die Demografie

Sozialismus, Frauenbefreiung, sexuelle Revolution: Das waren die Ideen von 1968. Vorangetrieben wurde die Jugendrevolte aber durch den Geburtenüberschuss nach 1945, meint Gunnar Heinsohn

In Sils Maria formuliert Friedrich Nietzsche 1882 die Ansicht: «Wie explosionsbedürftig die Kraft junger Männer daliegt. [...] Was sie reizt, ist der [...] Anblick der brennenden Lunte. [...] Die feineren Verführer verstehen sich deshalb darauf, ihnen die Explosion in Aussicht zu stellen und von der Begründung ihrer Sache abzusehen: mit Gründen gewinnt man diese Pulverfässer nichts!» («Die fröhliche Wissenschaft», Aphorismus 38).

Und ein Jahr später ergänzte Preussens Infanterielehrer Colmar von der Goltz in «Das Volk in Waffen»: «Leicht trennt nur die Jugend sich vom Leben. [...] Die Sehnsucht nach Erlebnissen macht sie kriegslustig. [...] Sie tritt mit Freude und Sorglosigkeit in den Kampf, die beide zu der blutigen Arbeit notwendig sind.»

Solche Erkenntnisse lassen sich damals nur erahnen. Heute können wir zwischen der Gewaltbereitschaft, die sich in Rebellionen und Revolten äussert, und dem Anteil junger Männer an der Gesamtbevölkerung einen Zusammenhang herstellen. Zur Quantifizierung dieses Phänomens habe ich einen einfachen Kriegindeks entwickelt. Dieser misst die Relation zwischen 55- und 59-jährigen Männern, die sich auf die Rente vorbereiten, und 15- bis 19-jährigen Jünglingen, die den Lebenskampf aufnehmen und für sich gesellschaftliche Positionen anstreben. Deutschland hat heute einen Kriegindeks von 0,66. Auf 1000 alte folgen 666 junge Männer. Der Kriegindeks im Gazastreifen oder in Afghanistan ist zehnfach so hoch. Auf 1000 alte folgen über 6000 junge Männer. Zwischen 1800 und 1914 springt Europas Menschenzahl von 180 auf 480 Millionen, der Kriegindeks auf dem Kontinent liegt stets bei 3 bis 5. Weil es längst nicht genügend freiverdende Positionen gibt, suchen die vielen jungen Männer einen Ausweg in Heroismus durch Heldentod oder Sieg. Kriegsverluste beim Siegen und Kolonisieren in Übersee sowie durch Seuchen und Kriege daheim werden umgehend ausgeglichen bei Geburts-

zahlen zwischen 4 und 8 Kindern pro Frau. Und die Gewalt nimmt kein Ende, denn die demografischen Daten bleiben kritisch. Zwischen 1914 und 1945 fallen Europas Geburtszahlen, bleiben aber beträchtlich. Und zusätzlich zu den von Nazis und Kommunisten verübten Genoziden werden auf dem Kontinent auch noch 24 Millionen junge Männer auf den Schlachtfeldern getötet.

Das hat dramatisch gekehrt, Europa ist ein Kontinent des Friedens geworden. Seine Kinderzahl liegt heute bei durchschnittlich 1,5 pro Frau, während das Durchschnittsalter seiner Bevölkerung von 20 auf 42 Jahre steigt, der Kriegindeks unter 1 sinkt und die Alte Welt als Machtfaktor entfällt.

Nur einmal noch reicht es zu einer – zwar nicht kriegerischen, aber doch gewaltsamen – Bewegung, deren Träger auch demografisch als 68er bezeichnet werden können. Sie entspringen jenem Babyboom, der zwischen den späten vierziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts zum bisher letz-

ten Mal seit dem 19. Jahrhundert eine spürbare Steigerung der Kinderzahlen besichert. Die 1948 Geborenen werden zu den demonstrierenden Studenten von 1968. Nach 1985, als die letzten starken Jahrgänge erwachsen sind, klingt der Rausch der Revolte ab. Weil Jungvolk ausbleibt, beendet selbst Deutschlands Terrororganisation Rote-Armee-Fraktion 1992 das Töten.

Die Entwicklung lässt sich mit Zahlen zeigen: Der Kriegindeks der Babyboomer wächst in Deutschland von 1,63 (1955) auf 2,43 im Jahr 1975, um bis heute auf 0,65 zu sinken. In Italien steigt er von 1,34 (1970) auf 1,93 (1975; heute 0,70). Auf der östlichen Seite des Eisernen Vorhangs liegt Polen vorne. Zwischen 1960 und 1975 springt das Land von 1,53 auf 3,57 (heute 0,71).

In der Tat gewinnt man Pulverfässer nicht mit Gründen, wie Nietzsche sagte. Ideologien sind meist nachgeschoben. Das zeigt gerade der Vergleich mit Polen schön. Während man sich im Westen am Ende der sechziger Jahre über Freiheit und Kapitalismus empört, fordert der Osten die kommunistische Diktatur heraus, als 1970 in Danzig gegen hohe Preise und zehn Jahre später für freie Gewerkschaften gestreikt wird.

Verglichen mit dem 19. Jahrhundert, als der Kriegindeks in der Spitze doppelt so hoch lag, bleibt die Waffenlust der 68er allerdings gebremst. Es muss ja auch niemand mit vier bis acht Gleichaltrigen um einen Posten kämpfen. Von dem Schicksal der 1,7 Milliarden Menschen in den derzeit 81 Staaten mit Kriegindeks-Werten zwischen 2,5 und 8 bleibt man verschont.

Die 68er haben gleichzeitig mitgeholfen, die Demografie dauerhaft zu ändern: Mit der sexuellen Revolution, welche unter anderem auch der Geburtenkontrolle zum Durchbruch verhalf. Und mit Selbstverwirklichung auf dem Arbeitsmarkt, wo längst mehr Vorteile hat, wer kinderlos bleibt. Beliebt wird 1968 der Slogan *make love, not war*. Heraus kommt *make love, not babies*. Im Ergebnis nützt auch das dem Frieden.

## Gunnar Heinsohn



Gunnar Heinsohn, 74, ist promovierter Soziologe und Wirtschaftswissenschaftler. Der emeritierte Professor für Sozialpädagogik hat an der Universität Bremen 1993 Europas erstes Institut für vergleichende Völkermordforschung aufgebaut. Seit 2012 lehrt Heinsohn Militärdemografie am Nato Defense College in Rom.